

Zur Besinnung

Mit meinem Gott überspringe ich Mauern

Gunda Mayer

Ausgerechnet dieser Vers aus Psalm 18 fällt mir ein, wenn ich an 30 Jahre Wiedervereinigung denke. Was für eine Wucht in diesem Vers! Ich sehe plastisch vor mir, wie da jemand voll Elan und Kraft, siegesgewiss und scheinbar mühelos in einem riesigen Satz über hohe Mauern fliegt. Und hinter den Mauern ahnt man Weite. Ach ja, wenn das so einfach wäre! Von vielen Mauern ist in unserer Gegenwart die Rede: Mauern, mit denen Trump die mexikanischen Armutsfüchtlinge oder Spanien die afrikanischen Flüchtlinge fernhalten will; ich sehe die Grenzzäune Griechenlands gegen die von der Türkei losgeschickten Kriegsflüchtlinge aus Afghanistan, Syrien usw, ich denke auch an die unsichtbaren, darum nicht weniger mächtigen Mauern, die sich neuerdings breitmachen: Parteiideologien, Rassismus, Antisemitismus. Überall da erleben Menschen Mauern als Trennendes, Lebensbedrohendes, den Sprung darüber als ersehnte, aber kaum realisierbare Rettung. Und das 30 Jahre nach dem sogenannten Mauerfall, bei dem Christen, die Kirchen, in vorderster Front waren; war das nicht eine Illustration des Psalmwortes? Oder ist das „Mauern überspringen mit meinem Gott“ doch nur ein Wunschtraum?

Schauen wir das Psalmwort näher an: Es ist Teil eines Liedes, in dem der Beter – ursprünglich der König – nach Art altorientalischer Siegeslieder Israels Gott Jahwe preist, der durch Israels Sieg über die Feinde seine Gerechtigkeit und Macht erwiesen hat. Grundlage dieser Aussage ist Israels Deutung der eigenen Geschichte als konstante exklusive Treue Jahwes zu seinem Volk, und das durchaus und gerade auch bei kriegerischen Auseinandersetzungen. Davon sprechen die Rettungserzählung am Anfang des Psalms und das Kampflied im ersten Teil. Allerdings wird im Mittelteil, zu dem unser Wort gehört, durch die Endredaktion, ca. 150 vor Chr., lange nach dem Niedergang des israelischen

Königreichs, diese Erfahrung der Treue Jahwes zum Gott wohlgefälligen König übertragen auf jeden **einzelnen** Anhänger Jahwes. Das ursprüngliche Kriegsszenario wird zum Bild für alle Bedrohungen des Individuums, Jahwe der Retter aus jedwedem Tod - aber nur für die Frommen, sozusagen als Belohnung. Das Lied wird so entmilitarisiert, ein zeitloses Hoffnungslied für jede/n Betende/n.

„Über Mauern springen“, das gehörte also ursprünglich zur Eroberung einer feindlichen Stadt, es war die erfolgreiche Überwindung eines Hindernisses auf dem Weg zum Sieg Israels über Stadtkönige. Menschen in der Stadt dürften die Mauer wohl im Krieg wie auch sonst als Schutz gegen Feinde von außen empfunden haben - darin unterscheiden sich heutige Mauerbauer nicht von ihnen. Wurde die Berliner Mauer nicht von Ulbricht als „antifaschistischer Schutzwall“ propagiert? Allerdings: Der Sprung über **diese** Mauer wurde meistens von innen her gewagt und endete nur zu oft tödlich, die Schutzmauer wurde zur Gefängnismauer, die Leben und Denken einengte. Trennung, Spaltung, Auseinanderleben der Deutschen bis zum Auseinanderreißen von Familien, das war das Ziel und leider auch Ergebnis dieser Mauer, so empfanden es die Menschen auf beiden Seiten. Über solche Mauern springen, sie zu überwinden, war darum für viele innerhalb der Mauern lebensnotwendig, hieß Weite gewinnen, Bewegungsmöglichkeit im wörtlichen und übertragenen Sinn, bedeutete Freiheit, mehr Leben.

Freilich, ein „Sprung“ über eine hohe Mauer ist riskant und will, obwohl er nur Sekunden dauert, gründlich vorbereitet sein: Der Springer muss beweglich sein, seine Gelenke müssen funktionstüchtig, die Muskeln kräftig, die Bewegungsabläufe koordiniert sein, kurzum, er muss trainieren, um im entscheidenden Moment seine Kräfte effektiv einzusetzen. Damit nicht genug: Natürlich hat sich ein vernünftiger Springer vorher über Höhe und die

Beschaffenheit der zu überwindenden Mauer informiert – schließlich hängt davon die Sprungtechnik ab – und er hat das Gelände vor und möglichst auch hinter der Mauer erkundet: Er muss ja wissen, wo abzuspringen ist, wie und wo er landen wird, was oder wer ihn auf der anderen Seite erwartet; der Sprung soll ihn ja nicht lahmlegen.

Das alles braucht also seine Zeit, man erinnere sich nur an Jericho: 7 Tage umkreisen die Israeliten samt Priestern und Bundeslade die Stadt, bevor die Mauern unter Hörnerschall und Kriegsgeschrei „fallen“ – ein plastisches und darum ins Sprichwörtliche eingegangenes Bild für Gottes Hilfe. Ca. 3 Jahrtausende später fällt die Berliner Mauer. Von beiden Seiten abgeschlagen, abgetragen, wurde sie selber Beute – niemand, der dabei war, wird den Freudentaumel je vergessen. Menschen **beider** Seiten feierten gemeinsam, Einheit in Freiheit schien endgültig gewonnen. Mit Friedensgebeten, Kerzenschein, mit stillen oder lauten Friedens- und Protestversammlungen, mit Predigten und Gottesdiensten hatte es angefangen. In einer – scheinbar für Jahrhunderte? – zementierten ausgewogenen Situation hatte der Bezug zu Gott da Hoffnung gegeben, Phantasie freigesetzt, gegen das gegenseitige Misstrauen das Bewusstsein, nicht allein zu sein, gesetzt; gegen das Schweigen das offene Gespräch zwischen Christen und Kommunisten – nicht bei allen, aber offensichtlich ansteckend genug. Dieses „Wunder“ geschah also auch, weil Christen die Botschaft Jesu ernst nahmen: seine Verheißung *Ich bin bei euch bis ans Ende*, die Botschaft vom Schöpfer, vom Gott des Lebens, der das Leben seiner Geschöpfe will, die Botschaft von der Liebe des Vaters zu **jedem** Menschen. Jeder einzelne, egal welcher gesellschaftlichen Stellung, wurde da entgegen der herrschenden Ideologie wichtig, wertvoll, man diskutierte, redete miteinander auf Augenhöhe. Aus vermeintlich Ohnmächtigen konnte eine mächtige Gemeinschaft wachsen, die schließlich die waffenbewehrte Grenzmauer zu Fall brachte. Was für ein Lehrstück!

Was danach kam, mutet nach dieser Erfahrung wie ein Rückfall auf breiterer politischer Ebene an, für viele in Ost und West frustrierend. Aber: Der „Sprung“ über die Mauer zwischen Ost und

West kam für die Menschen auf beiden Seiten offensichtlich unerwartet, **dieser** „Sprung“ war auf keiner Seite wirklich vorbereitet; das „Gelände“ jenseits der Mauer, nämlich Lebensverhältnisse und -bedingungen, Denkweisen usw. auf der jeweils anderen Seite der Mauer, war wegen der Ausreiseverbote bzw. Besuchseinschränkungen nur wenigen wirklich bekannt, den meisten nur in Form von Illusionen vom westlichen Schlaraffenland aus der Fernsehwerbung bzw. vom Hörensagen, z.B. aus ideologisch eingefärbten Pressemitteilungen. Was – aus vielen Gründen – fehlte, war die Zeit für das gegenseitige Kennenlernen auf allen Ebenen, für das wechselseitige Informieren, Betrachten und Erzählen, für das aufmerksame Zuhören, für Dialog und Diskussion auf Augenhöhe. Die Einteilung in sogenannte Gute und Böse war darum schnell gezogen, z. B. in Fachleute für Finanzen, Wirtschaft und Technik auf der einen und Ahnungslose, Zurückgebliebene auf der anderen Seite; in die Habgierigen und die Opfer, in Demokraten und Kommunisten usw. Herablassung und Minderwertigkeitskomplexe, Überforderung und Verweigerung, Frustration und Hilflosigkeit befeuerten einander, Misstrauen und Skepsis wuchsen trotz aller äußeren Angleichung der beiden Seiten und ließen die Mauer zwischen Ost und West in vielen Köpfen erstehen.

Was nun? Eigentlich kennen wir das Heilmittel: das Gespräch auf Augenhöhe. Was damals versäumt wurde, muss eben nachgeholt werden; das kostet freilich Zeit, viel Zeit, und Anstrengung. Aber wurde nicht gerade uns Christen das Nötigste dazu geschenkt: die in Jesus gelebte Zusage, dass jeder Mensch, das Ich wie das Du, von Gott geliebt und bejaht ist und darum liebes-fähig und liebens-wert, also: ein wertvoller Gesprächspartner? Was diese Gewissheit für den Umgang miteinander bedeuten kann, das lehrt mich das Beispiel eines längst pensionierten Pfarrers in unserer hiesigen ND-Gruppe: Hier im Westen aufgewachsen, dann bewusst als Pfarrer in die DDR gegangen und als Pensionär in seine alte Heimat zurückgekehrt, voller Erfahrungen mit Regime und Menschen dort, voller Engagement immer noch in der Gemeinde, die er hier betreut. Dieser hochverdiente erfahrene Mann hört interessiert

und aufmerksam zu, zeigt jedem, auch dem kontroversen oder abwegigen Gesprächsbeitrag, dass er ihn ernst nimmt, drückt in Haltung und Antwort Wertschätzung aus; aus Gesprächen mit ihm geht man gestärkt heraus. So lebt er Gottes Ja, so gelingt Verständigung, so fallen Mauern.

Packen wir's also an - nicht nur zwischen Ost und West, sondern bei jeder „Mauer“! „Springen“ wir – mit unserem Gott. **Die** als schlechthin unzerstörbar geltende Mauer hat Er ja bereits für uns zu Fall gebracht: den Tod. Frohe Ostern!

Das Thema

30 Jahre deutsche Einheit

Auch dieses Mal haben wir zunächst beraten, welches Thema wir nehmen. Dies war das Ergebnis: Im Oktober findet in Berlin eine Heliand-Tagung zu dem Thema „30 Jahre Deutsche Einheit“ statt. Wir haben uns entschieden, sozusagen als Einstimmung dazu, einige Heliandfrauen aus Ost- und Westdeutschland zu bitten, ihre Erinnerungen und Erfahrungen damit aufzuschreiben. Wir haben von 10 Frauen sehr unterschiedliche Texte bekommen. Manche sind kurz, andere lang, manche sachlich, andere sehr persönlich. So ergibt sich ein farbiges Bild von mehreren Jahrzehnten Deutscher Geschichte. Als Anfang bringen wir davor eine „Chronik des Mauerfalls“, damit wir uns wieder erinnern, wie das damals war, vor 30 Jahren!

*Es ist sehr passend, dass das „Geistliche Wort“ vom Überspringen von Mauern handelt! Und auch die Literaturseiten passen zum Thema: Ein bewegender Roman und zwei interessante Sachbücher. Dazu noch ein aktuelles Buch zum Thema Kirche. Die HK2/20 ist wirklich: **von uns – für uns!***

Gertrud Singer

Chronik des Mauerfalls

Mathilde Pirzer-Hartmann

Zur Erinnerung: Was geschah in den Wochen und Monaten vor dem Fall der Mauer?

5. Februar 1989: Der letzte Mauertote

Am Abend des 5. Februar versuchten zwei junge DDR-Bürger, über den Teltowkanal nach Westberlin zu gelangen. Der 20jährige Chris Gueffroy wollte so seinem Wehrdienst entgehen, sein 21-jähriger Freund Christian hatte die Unfreiheit in der DDR satt. Sie hofften, die Grenzsoldaten würden nicht schießen, weil der schwedische Ministerpräsident zu Gast in Ostberlin war. Außerdem hatten sie gehört, dass der Schießbefehl an der Mauer ausgesetzt sei. Das traf nicht zu. Als die Beiden gegen 23.30 Uhr über die Sperranlagen an einem Zweigkanal stiegen, wurde Alarm ausgelöst und die Grenzsoldaten eröffneten das Feuer. Christian G. wurde verletzt, gefangen genommen und inhaftiert, Chris G. tödlich getroffen; er starb noch vor Ort. Das Bekanntwerden seines Todes heizte den Protest gegen das DDR-Regime weiter an.

März 1989: „Wir wollen raus!“

Während der Leipziger Frühjahrsmesse demonstrierten vor der Nikolaikirche mehrere hundert Menschen für eine Ausreise in den Westen. Sie skandierten: „Wir wollen raus!“ Die Volkspolizei griff ein und nahm mehrere Demonstranten fest.

April 1989: Aufhebung des Schießbefehls

Honecker ordnete informell die Aufhebung des Schießbefehls an. Es sagte, es gelte zu beachten, dass man lieber einen Menschen abhauen lassen solle als in der jetzigen politischen Situation die Schusswaffen anzuwenden. Die Grenzposten wurden über diese Regelung mündlich informiert.

Mai 1989: Die ungarische Grenze wird löchrig

Ungarn begann mit der Demontage von Teilen des „Eisernen Vorhangs“ an der Grenze zu Österreich. In den folgenden Monaten nutzten DDR-Bürger immer wieder diese Schlupflöcher zur Flucht.

13. August 1989

Am Jahrestag des Mauerbaus demonstrierten DDR-Bürger vor dem Brandenburger Tor für eine freie Ausreise.

4. September 1989: Die erste Montagsdemonstration

In Leipzig fand nach Ende des Friedensgebets in der Nikolaikirche die erste Montagsdemonstration statt. Mehr als 1000 Menschen forderten mehr Freiheit und Rechte und skandierten „Stasi raus“ und „Wir wollen raus!“

11. September 1989: Ungarn öffnet die Grenze

Die ungarische Regierung öffnete offiziell die Grenze nach Österreich für alle DDR-Bürger. Das bisherige Abkommen mit der DDR, die Staatsbürger des jeweils anderen Landes an der Ausreise zu hindern, wurde von Ungarn gekündigt.

30. September 1989: Prager Botschaft

Auf dem Gelände der deutschen Botschaft in Prag hatten sich im Verlauf der letzten Wochen Tausende von DDR-Bürgern versammelt. Sie hofften, durch Vermittlung westdeutscher Politiker eine Ausreiseerlaubnis zu bekommen. Die DDR-Führung lenkte schließlich ein. Am 30. September reiste Außenminister Hans-Dietrich Genscher nach Prag und verkündete vom Balkon der Botschaft aus die Ausreiseerlaubnis. Daraufhin wurden rund 6 000 DDR-Flüchtlinge mit Sonderzügen durch die DDR in die Bundesrepublik transportiert.

7. Oktober 1989: 40. Jahrestag der DDR

Zu den offiziellen Feierlichkeiten reiste auch Michael Gorbatschow nach Ostberlin. Er wurde begeistert mit „Gorbi“-Rufen empfangen. Die übrigen Veranstaltungen wurden jedoch von massiven Protesten der Bürger und teilweise gewaltsamen Auseinandersetzungen mit der Volkspolizei begleitet.

9. Oktober 1989: „Tag der Entscheidung“

An der Montagsdemonstration in Leipzig nahmen mehr als 75 000 Menschen teil. Trotz Verboten und Drohungen im Vorfeld wurde jedoch die Protestkundgebung nicht von der Volkspolizei aufgelöst, die Regierung schreckte vor dem Einsatz militärischer Gewalt zurück. Für die Montagsdemonstrationen war dies ein entscheidender Meilenstein.

17. Oktober: Honecker muss gehen

Der langjährige SED-Generalsekretär Erich Honecker wurde abgesetzt, sein Nachfolger wurde Egon Krenz. Dieser versprach in einer Rede am nächsten Tag, einen Gesetzentwurf über Reisen von DDR-Bürgern ins Ausland vorzubereiten und stellte Lockerungen in Aussicht.

4. November 1989: Großdemonstration auf dem Alexanderplatz in Berlin

Auf dem Berliner Alexanderplatz demonstrierten 250 000, nach anderen Schätzungen 500 000 Menschen für Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Vor dem Brandenburger Tor war die Volksarmee aufmarschiert, um eine Stürmung der Grenze zu verhindern, sie griff aber nicht ein.

7./8. November 1989: Rücktritt der DDR-Regierung

Am 7. November trat die DDR-Regierung, am nächsten Tag auch das SED-Politbüro zurück. Es folgten interne Neuwahlen, bei denen nun auch Reformer zugelassen wurden.

9. November 1989: Fall der Mauer

Am Morgen dieses Tages einigten sich einige Angehörige des Innenministeriums und der Staatssicherheit darauf, künftig die Einschränkungen bei Ausreisen und auch Besuchsreisen wegfällen zu lassen. Dennoch müssten alle Reisen weiterhin bei der Polizei beantragt werden.

Um 18.00 Uhr trat SED-Funktionär Günter Schabowski bei einer Pressekonferenz vor die Mikrofone und informierte über diese Entscheidungen. Auf Nachfrage eines Journalisten antwortete er: „Und deshalb haben wir uns dazu entschlossen, heute eine Regelung zu treffen, die es jedem Bürger der DDR möglich macht, über Grenzübergangspunkte der DDR auszureisen. ... Also, Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen, Reiseanlässen und Verwandtschaftsverhältnissen beantragt werden. Die Genehmigungen werden kurzfristig erteilt. ... Das tritt nach meiner Kenntnis, äh, das ist sofort, unverzüglich.“

In den nächsten Stunden verbreiteten die Medien in der Bundesrepublik und im Ausland die Nachricht von der „Grenzöffnung“. Die Antragspflicht ging dabei weitgehend unter. An den Grenzübergängen in Berlin versammelten sich immer mehr DDR-Bürger, die über die

Grenze wollten. Schließlich wurde der Druck so groß, dass die überforderten Grenzpolizisten die Schlagbäume öffneten und die Menschen passieren ließen. Um Mitternacht waren alle Grenzübergänge in Berlin offen.

Persönliche Erinnerungen und Erfahrungen

Sabine Mischner, Hoyerswerda

1. Wie ging es Dir vor dem Herbst 1989 mit der deutschen Teilung?

Mit 2 Brüdern, davon der jüngere von Geburt an gehörlos, wuchs ich gut behütet, aber auch mit viel persönlicher Freiheit in einer katholischen Familie auf. Unsere ganze Familie war aktiv am Gemeindeleben beteiligt. Ich hatte in meinen Eltern verlässliche Partner, wenn es darum ging, zu meinem Glauben zu stehen. Das bedeutete natürlich auch, Zwänge, Ungerechtigkeiten, Lügen, Verblendungen, Hass-schüren-wollen gegen den Glauben und Glaubenden u.v.a. Praktiken der Ideologie in der DDR zu durchschauen und dem auch entgegenzutreten. Natürlich wuchs dazu der Mut erst im Laufe der Zeit. Gemeinsam mit meinem Bruder waren wir die einzigen Katholiken unter 1000 Schülern und stolz darauf. Die Teilung Deutschlands war ein tiefer Schmerz in unserer Familie; Verwandte und gute Freunde waren für uns zunächst unerreichbar. Ich spürte manchmal Wut, dass ein Regime Menschen so auseinanderreißen kann und hatte bis kurz vor dem Mauerfall ehrlich gesagt nicht die Hoffnung auf eine Vereinigung, sondern glaubte eher, die DDR geht pleite und der Westen kauft sie auf.

2. Kanntest Du schon vor dem Mauerfall Menschen oder Orte, als Frau aus Westdeutschland in Ostdeutschland oder als ostdeutsche Frau in Westdeutschland?

Eine sehr gute Freundin meiner Mutter aus Jugendtagen wohnt in Alzenau, unterstützte und begleitete mit ihrem Ehemann unsere Familie seit ca. 1960. Sie wurde Taufpatin meines Bruders, Firmpatin meiner Tochter; kurz gesagt, die Freundschaft hat sich schon in die dritte Generation hinein „vererbt“. Maßgeblich durch sie, aber auch durch mehrere nahe Verwandte, hatte ich stets ein sehr realistisches Bild vom Leben jenseits der Mauer. Auch hatte ich eine

westdeutsche Brieffreundin seit meiner Erstkommunion und viele Kontakte zu Jugendlichen über die Kirche, natürlich illegal und gut dokumentiert von der Stasi.

Ich lernte Westberlin ein wenig kennen, als ich noch vor dem Mauerfall zweimal dorthin reisen durfte.

3. Wann bist Du als Ostdeutsche zum ersten Mal in den Westen gereist, oder als Westdeutsche in die sogenannten neuen Bundesländer? Welche Eindrücke hattest Du? Wie fühltest Du Dich dabei?

Meine Mutter war vom 12. zum 13. August 1961 in Westberlin zu Besuch bei ihrer Tante und ging aus Sorge um Repressalien, die ihrer Familie drohten, vom Westsektor auf die russischen Panzer zu, auf dem Baumschulenweg zurück in den Osten. Diese so lebendig erzählte Geschichte und ihre Erlebnisse in Westberlin von 1961 prägten meine Kindheit. Als ich 1986 ein Besuchvisum für eine Familienfeier in Westberlin bekam, es kaum glauben konnte, besuchte ich die Menschen und Orte, von denen meine Mutter erzählt hatte. Ich kam in eine völlig vertraute Umgebung, ohne sie jemals vorher gesehen zu haben. Es war Heimat. Im November 1989 ging ich den Weg, den meine Mutter 1961 genommen hatte in die andere Richtung. Ich war tief bewegt und glücklich, dieses Kapitel der Trennung für mich persönlich abschließen zu können.

4. Was war Dir bei diesen Reisen besonders wichtig? Was hat Dich überrascht?

Ich wollte meine Verwandten, Freunde in die Arme schließen und sehen, wie sie ihr Leben gestalten. Mich hat die Großzügigkeit des Westens überrascht: ich bekam Begrüßungsgeld, konnte viele kulturelle Einrichtungen und die öffentlichen Verkehrsmittel kostenfrei nutzen. Ein wenig schmunzeln musste ich über einige Preise von Lebensmitteln, z.B. eine einfache

Tafel Vollmilkschokolade. Meine Tante fühlte sich immer großartig, wenn sie uns als fünfköpfige Familie eine Westschokolade feierlich überreichte und schon reichlich Dank erwartete.

5. Wie hat sich Dein Verhältnis zum anderen Teil Deutschlands entwickelt oder verändert?

Seit der Wende konnte ich viele schöne Orte Westdeutschlands bereisen und habe auch beruflich viele liebenswerte Menschen kennen und schätzen gelernt. Eigentlich hat sich nur bestätigt, dass auf beiden Seiten der Mauer hart gearbeitet wurde und der Wohlstand mit kleinen Schritten einzog. In den vergangenen 30 Jahren lernte ich auch viel über die politische Einstellung der Menschen im Westen kennen und kritisch zu hinterfragen.

6. Wie beantwortest Du heute, nach 30 Jahren, die Frage: Wie vereint sind wir?

Ich lebe in Deutschland, meiner Heimat, und bin nicht Ossi, sondern lebe in der Lausitz. In den 30 Jahren wurde wahnsinnig viel Gutes erreicht, und ich möchte keinen einzigen Schritt zurückgehen. Leider haben nicht alle die Ärmel 1989 hochgekrempelt und die Einheit mitgestaltet. Manche konnten, andere wollten und wollen es bis heute nicht. Ich glaube, es muss echt noch eine Generation aussterben, damit die Einheit Deutschland gelebt wird. Meine Kinder und ihre Freunde machen mir viel Hoffnung.



Mathilde Pirzer-Hartmann, Alzenau

Ich bin Jahrgang 1944, in einer oberpfälzischen Kleinstadt aufgewachsen. Alle meine Vorfahren waren Oberpfälzer oder Niederbayern. Ich hatte also keine Beziehungen zu Menschen in der SBZ bzw. DDR. Trotzdem war die Teilung Deutschlands immer im Bewusstsein unserer Familie (die Grenze zur Tschechoslowakei war relativ nah). In meiner Kindheit stellten wir an Weihnachten eine brennende Kerze ins Fenster „für die Brüder und Schwestern im Osten“. Die Teilung Deutschlands empfanden wir als bedrückend, vor allem nach 1953 und 1961. Dass sie einmal ein Ende habe, darauf hofften wir, glaubten aber nicht, dass wir das erleben.

1962, auf der Heimfahrt vom Bundestag des Heliand, wurde gefragt, wer eine Brieffreundschaft mit einer Pfarrjugendführerin in der DDR beginnen möchte. Da ich gern Briefe schrieb und neugierig war, meldete ich mich. So begann meine Brieffreundschaft mit Ursula aus Bernsdorf in der Oberlausitz. Sie hielt bis heute!

Das erste Mal begegneten wir uns 1967 in Leipzig. Eine Hochschulgruppe aus München reiste unter einem Vorwand zur Leipziger Messe, ich fuhr mit, um meine Freundin zu treffen. Unsere Begegnung war sehr herzlich, wir verstanden uns sofort. Aber die Stadt Leipzig war für mich ein Schock: alles grau, Putz bröckelte von den Häusern, schlechte Luft. Der Grenzübertritt machte mir Angst. Ich kam mir eingesperrt vor.

Wir überlegten, ob es eine Möglichkeit gab, uns wieder zu treffen, schließlich waren wir nicht verwandt. Meine Freundin fand einen Ausweg. Der Vater ihres Mannes war bald nach dem Krieg in den Westen gegangen, Adresse unbekannt. So wurde ich kurzerhand zur Cousine ihres Mannes erklärt, konnte (mit Familie) eingeladen werden und eine Aufenthaltsgenehmigung bekommen. Das nutzten wir ab 1970 alle zwei Jahre, zuerst mit dem Zug, dann mit dem Auto und unseren kleinen Kindern.

Die Grenzübertreite empfanden wir immer als sehr unangenehm, auch beängstigend, weil man nie sicher sein konnte, ob man einreisen durfte oder festgehalten wurde. Auf der Heimreise atmeten wir nach dem Grenzübertritt immer erleichtert auf.

Trotz aller Mühen waren diese Aufenthalte schön, bereichernd. Wir machten Ausflüge, erlebten das ganz normale Familienleben, erfuhren durch lange Gespräche viel über das Leben in der DDR, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die Mängel und wie man damit umgeht, die Vorsicht vor Spitzeln. Wir lernten die „sozialistische Musterstadt Hoyerswerda“ kennen mit ihren Plattenbauten, für uns sehr fremdartig. Gar nicht fremd fühlten wir uns gegenüber unseren Freunden. Sie waren engagierte Katholiken, das verband uns. Ihre Kinder gingen (auf eigenen Wunsch) nicht zur

Jugendweihe, konnten daher auch kein Abitur machen und studieren. Wir alle wünschten sehnlich das Ende der Teilung.

Als die Mauer fiel, war unsere Freude riesengroß! Nun konnten unsere Freunde uns besuchen. Inzwischen hat sich auch eine Freundschaft mit der nächsten Generation entwickelt, die Beziehungen wurden eng, sind immer noch eng.

Für unsere Freunde verliefen die 30 Jahre nach der Wende unterschiedlich. Die Fabrik, in der unser Freund arbeitete, wurde unschön abgewickelt, er ging in Frührente. Meine Freundin arbeitete noch bis zur regulären Rente. Für ihre Kinder taten sich neue und gute Möglichkeiten auf, die sie zu DDR-Zeiten nie gehabt hätten.

Wir alle freuen uns noch immer über die Wiedervereinigung, wir telefonieren an jedem 3. Oktober miteinander.

Der Fall der Mauer ist für mich eine wichtige positive Erfahrung: Auch etwas völlig Unerwartetes kann geschehen.



Ursula Hassler, Dresden

Es ist schwierig, sich in Gedanken und Gefühle vor 30 Jahren und mehr zurückzusetzen. Es war mein Leben. Ich hatte gelernt, mit den Widrigkeiten des täglichen Lebensumfeldes umzugehen. Manches war selbstverständlich geworden. Ich konnte nicht jahrelang nur im Widerstand leben. Ich hatte eine Familie, die Kinder gingen hier zur Schule, jeder hatte sein Arbeitsumfeld, in dem er wirkte. Wir haben immer abwägen müssen, wo die Grenzen sind, zu den Anforderungen, die der Staat an uns stellte. Die DDR hat schließlich 40 Jahre gehalten! Das soll man nicht vergessen.

Mit der deutschen Teilung hatte ich mich fast abgefunden. Trotzdem träumte ich manchmal, wie schön es wäre, den anderen Teil Deutschlands kennenzulernen. Ich empfand es immer schmerzlich, wenn Besucher aus dem Westen nach dem Besuch wieder zurückfahren - und ich musste stehen bleiben und konnte nie dorthin, wo sie herkamen.

Natürlich fühlte ich mich dann eingesperrt. Aber in meinem und unserem Freundeskreis traf man sich unter Gleichgesinnten und teilte seine Probleme mit ihnen.

Wir hatten nur wenige Verwandte, aber einige treue Freunde in der Bundesrepublik, die uns immer wieder besuchten. Wir haben auch gemeinsame Urlaube in der Tschechoslowakei verbracht. Aus unserer Zeit in der Studentengemeinde gab es Briefwechsel und Besuche, die bis heute bestehen.

Und nicht zu vergessen sind die Verbindungen zu den Berliner Heliandfrauen. Sie waren hier in Dresden, und wir trafen uns in Ostberlin. Aber alles musste im Geheimen passieren. Wir waren das gewöhnt, manchmal fiel es uns nicht mehr auf, wie unnatürlich das war.

Im Sommer 1986 bekam ich die Erlaubnis zum Geburtstag einer „erfundenen“ Tante nach West-

berlin zu reisen. Ich kann mich an das Gefühl erinnern, als ich die Reisepapiere in der Hand gehalten habe!

Die Eindrücke der Stadt haben mich total überrollt. Alles war bunt, hektisch, laut. Mir blieb fast der Atem weg. Aber dann kam die Freude über das Wiedersehen und Kennenlernen. Durch Barbara Kleineidam, die auch in Dresden zu Besuch gewesen war, lernte ich andere Heliandfrauen kennen. Sie konnten kaum fassen, dass da jemand aus dem Osten kommen durfte.

Da ich „brav“ nach Hause zurückgekehrt war, bekam ich vor dem Mauerfall noch drei oder vier Mal eine Reise genehmigung in den Westen. Die Behörden waren sich sicher, dass ich zu meiner Familie zurückkehren würde. So konnte ich auch in die Bundesrepublik fahren und bei aller Freude den Alltag kennenlernen. Sehr wichtig waren für mich immer politische Gespräche. Das ist noch heute so.

Daher war es für mich nicht so schwierig wie für viele meiner Umgebung, mit den Umwälzungen nach dem Mauerfall und der deutschen Einheit zurecht zu kommen.

Ich fand die Wende ein großes Geschenk und war sehr optimistisch.

Die Probleme kamen später und dauern an. Es gab und gibt viele Missverständnisse zwischen Menschen aus Ost und West. Sie resultieren manchmal schon im unterschiedlichen Sprachgebrauch und auch aus der völlig unterschiedlichen Lebensumwelt in beiden deutscher Staaten. Bei den ersten gemeinsamen Heliandtagungen fiel nicht nur mir auf, dass wir uns ganz genau erklären mussten, was wir uns zu sagen hatten.

Manches habe ich mir einfacher vorgestellt, auch im persönlichen Umgang. Es passiert auch heute noch, dass ich mich belehrt fühle. Aber ich kann damit umgehen und jetzt auch aussprechen.

Nach 30 Jahren kann ich sagen, dass der Mauerfall für mich ein großes Geschenk und ein großer Gewinn ist.

Ich möchte mich sehr gern mit anderen Frauen austauschen – ob bei der Tagung in Berlin oder per Mail oder brieflich!

Karin Wiedenmann, Stuttgart

Die Teilung Deutschlands in DDR und BRD habe ich nicht nur abstrakt registriert, sie war wie eine offene Wunde, eine Ungerechtigkeit für die Menschen, die in der DDR leben mussten.

Konkret begann die Auseinandersetzung 1957 in der Cannstatter Heliandgruppe. Von Isa Paulus, die den HELIAND Hilfsdienst leitete, bekamen wir Adressen und Bücher, die wir nach Ostdeutschland schicken sollten. Ich erwischte die Heliandfrau Hildegard Hilber, die mit Mann und vier Buben in Dresden wohnte. Nach dem ersten Beschnuppern entwickelte sich eine Freundschaft. Auch als arme Studentin schickte ich Pakete, die zuvor desinfiziert werden mussten, und wir blieben brieflich, später auch telefonisch in Kontakt.

1975 hatte ich endlich die Möglichkeit mit meinem Mann, der beruflich nach Polen fuhr, die Familie zu besuchen. Es war ein eindrucksvolles Erlebnis: Einerseits die liebevolle Gastfreundschaft und Offenheit der Familie und im Kontrast dazu die Meldevorschriften auf dem Amt und bei der Hausmeisterin und auf der Straße, im Museum misstrauisch beäugt zu werden. Ab da fuhr ich regelmäßig nach Dresden, lernte die Schönheiten Dresdens kennen, hatte aber an der Grenze immer ein mulmiges Gefühl. Ein Treffen in Franzensbad war zwar riskant, aber es gelang, und später auch Familientreffen in Tschechien.

Erschreckend war die verklausulierte Nachricht, dass einer der Söhne beim Versuch zu fliehen gefasst wurde und im Knast landete. Die Familie wurde über den Verbleib nicht informiert und litt schwer. Auch ich musste sehr vorsichtig sein und war recht hilflos.

Der Sohn wurde später von der BRD als politischer Flüchtling freigekauft, aber wie konnte die Familie in Kontakt bleiben? Sohn Ulrich konnte in Waldshut bei einer Familie unterkommen, dort endlich das Abitur nachholen, was ihm in der DDR verwehrt war, und Medizin studieren. Nach vielen Berufsjahren ist er jetzt wieder nach Sachsen gezogen.

Als Hildegard das Rentenalter erreicht hatte, durfte sie 1986 nach München reisen und dort an

dem Treffen „60 Jahre Heliand“ teilnehmen. In der letzten Zeit vor 1989 wurde der Niedergang der DDR immer deutlicher.

Hildegard und ihr Mann waren gesundheitlich so angeschlagen, dass sie die neu gewonnene Freiheit nicht mehr auskosten konnten.

Was hatten sie für ein Leben? 1922 geboren, im Nationalsozialismus aufgewachsen und eingeschränkt, die Kriegswirren durchgestanden, im nächsten autoritären System gelandet und wieder drangsaliert worden. Auch für die nächste Generation war es nicht einfach, mit den Veränderungen zurecht zu kommen.

Relativ bald nach der Wende zog es mich als Touristin in den Thüringer Wald, nach Mecklenburg. Die Menschen waren eher reserviert, die Euphorie hielt sich in Grenzen, trotz der renovierten Häuser und guten Straßen. Die Vorsicht im Umgang mit Fremden steckt tief.

Wie vereint sind wir? Wichtiger als das Gefühl der Einheit von Deutschland finde ich die offene Haltung gegenüber Menschen aus anderen Regionen, gegenüber Fremden und Hilfsbedürftigen. Das ist die Entscheidung eines Jeden, und das sollten Westdeutsche wie Ostdeutsche hinterfragen.



Maria Preuß, Remlingen (Landkreis Würzburg)

Kurz nach der Wende entschlossen wir uns, mein Mann und ich, mit unserer Jüngsten, 5 Jahre alt, nach Brotterode zu fahren. Das ist jener Ort, in dem die Familie meines Mannes nach ihrer Flucht aus Schlesien landete. An der Grenze, die eigentlich keine mehr war, bemerkte ich, dass ich den Kinderausweis vergessen hatte. Aber niemand wollte unsere Ausweise sehen. Ich war so erstaunt, da es kurz vorher noch so schwierig, fast unmöglich war, über die Grenze zu kommen, und wir konnten einfach durchfahren. In Brotterode gingen wir durch die Straßen, die wir von Erzählungen her kannten, besonders durch jene Straße, in der das Haus stand, in dem die Familie meines Mannes nach dem Krieg aufgenommen wurde. Wir schauten auch nach

dem Namensschild, aber der Name der Vermieter stand nicht mehr an der Klingel.

Die grauen Häuser und die schlechten Straßen, es machte uns sehr traurig, da fühlten wir uns an den Anfang der 50er Jahre zurückversetzt. Es wäre sicher interessant, heute nochmals dorthin zu fahren, um zu sehen, was in all den Jahren neu entstanden ist. Ich wünsche all den Bewohnern von Brotterode Zufriedenheit und dass sie sich in ihrem Heimatort wohlfühlen.

Auch an eine andere Begebenheit erinnere ich mich gerne:

Nachdem Ungarn die Grenze zu Österreich geöffnet hat, kamen viele Leute aus der ehemaligen DDR, die in Ungarn Urlaub machten, über Österreich zu uns in die Bundesrepublik.

Eine junge Frau dieser Ungarnflüchtlinge kam zu uns, in eine Einrichtung für körperbehinderte Kinder und Jugendliche, mit Schule, Therapie und Internat. Sie erzählte uns, wie schwierig und abenteuerlich die Flucht war. Als sie erfuhr, dass die Grenzen offen sind, entschloss sie sich mit einer Freundin zu flüchten. So liefen und liefen die beiden querfeldein, obwohl sie nicht genau wussten, ob es die richtige Richtung war, immer der Menge nach. Sie landeten dann in Österreich. Ein Ehepaar, das gerade Urlaub dort machte, nahm sie beide mit nach Würzburg. Sie konnten ihren Eltern Bescheid geben, dass sie nun in Westdeutschland wären.

Eine dieser beiden jungen Frauen bewarb sich in unserer Einrichtung, denn sie war „Facharbeiterin für Kinderpflege“, dieser Titel ihres Berufes irritierte uns sehr, als ob Kinder eine Ware wären.

In der ehemaligen DDR arbeitete sie in einer Kindertagesstätte. Sie lebte sich sehr gut bei uns ein, war fleißig und immer 25 bis 30 Minuten früher im Dienst. (Dienstbeginn ist um 6.00 Uhr).

Sie hat ein „Händchen für die Kinder“, und durch Fortbildungen in der Einrichtung eignete sie sich ein kompetentes Wissen in der Behindertenarbeit an.

Sie gehörte keiner Kirche an. Das Zentrum für Behinderte, unser Arbeitgeber, war der Diakonie angeschlossen, und daher mussten die Mitarbeiter*innen einer christlichen Kirche angehören. Der zuständige ev. Pfarrer wollte unbedingt, dass sie einer Kirche beitrifft. Mein Mann verhinderte dies, da er meinte, sie müsse das selbst entscheiden, und in Gesprächen wurden ihr die christlichen Werte und Feste erklärt.

Bei der Hochzeit einer Kollegin bemerkten wir, dass sie das „Vater unser“ auswendig mitbetete, wir, mein Mann und ich, schauten uns nur an und freuten uns sehr.

Sie arbeitet nun seit 30 Jahren in der Einrichtung, ist eine liebeswerte und tüchtige Kollegin, von der Leitung geschätzt und den Kindern geliebt.

Eine „Grenze - wie Ossi und Wessi“ zwischen ihr und uns alle, gab es nie.



Brigitte Cieplik, Berlin (Ost)

Wie vereint sind wir? Das kann jeder Gefragte nur aus seinem persönlichen Lebenslauf heraus beantworten.

Drei Jahre vor Kriegsbeginn geboren, waren meine Erlebnisse bis 1945 schon sehr aufregend. Hier Judenabholung von Mitmietern im Hause, ein Jahr Schlesien mit Schulbesuch und Totalausbombung mit Verlust von Wohnung und Schuhreparatur-Werkstatt meines Vaters. Geduldet bei einem Bauern, traf uns der Einmarsch der Russen, bei denen sich meine Mutter nützlich machte wegen unserer Verpflegung; nachts musste sie sich wochenlang verstecken.

1947 ging es in Ostberlin sehr einfach weiter in einer Ladenwohnung (Geschirr auf dem Fußboden). Vater reparierte Schuhe, Mutter war mithelfendes Familienmitglied ohne Berufsausbildung. Die Eltern hatten nur einen Wunsch: Ihr einziges Kind möge, anders als sie es konnten, zur Schule gehen können und einen Beruf erlernen. Die Reifeprüfung habe ich mit Ach und Krach geschafft, wollte aber auf keinen Fall studieren. Ein einjähriges Praktikum im Krankenhauslabor erschloss mir die Möglichkeit

der Fachschulausbildung zur MTA. Die vierzig Dienstjahre absolvierte ich in der Ostberliner Krankenhausstadt Buch. Die Umstände meiner Ausbildung machten es möglich, weder Mitglied der FDJ noch der SED gewesen zu sein, worauf ich heute noch stolz bin.

Als Einzelkind war ich immer bestrebt, Menschen um mich zu haben. Eine Familie zu gründen habe ich aber nicht gepackt. Dank meiner Verbindungen zu KSG und Heliand noch vor 1961 hatte ich meine christlichen wertvollen Kontakte zu Menschen mit Verstand. 1955 und 1957 war ich sogar mit Interzonenpass zu Heliand-Bundestagen in Würzburg und Augsburg, zusätzlich zum Heliandtreffen 1961 in Neckarelz. An die Bundestage schlossen sich Ferien in Trier und Ulm an. Zu Mechthild Baum habe ich seither bis heute guten Kontakt. Aus der KSG ging 1961 ein Jungakademikerkreis hervor (heute Huberkreis), wo ich gut aufgehoben war. Gemeinsame Wochenenden, Einkehrtage, Reisen und regelmäßige Veranstaltungen auch aus dem westlichen Teil Deutschlands machten die Freizeit wertvoll. Die Verbindung zum Heliand ging über Klari per Post.

Die Trennung durch die Mauer war für die Berliner besonders schlimm. Für mich brachen Welten zusammen, Verwandtschaft und enge Freundschaft waren plötzlich ausgelöscht. Auf dem Stadtplan war Westberlin ein weißes Feld.

1986 haben Ursel Klein und ich in Prag privat gewohnt und die Tage mit Westberliner Heliandfrauen verbracht, ein tolles Erlebnis. In diese Tage fiel auch das Unglück von Tschernobyl.

Nach 1989 hatte ich beruflich dolle Schwierigkeiten, weil unser Forschungsinstitut für Lungenkrankheiten einschließlich Personal abgebaut wurde. Jüngere Kolleginnen und der Chef wollten mich in den Vorruhestand und Arbeitslosigkeit schicken. Körperliche und viel seelische Kraft haben mich 1996 mit 60 Jahren glücklich in Rente gehen lassen.

Die Rente war nicht vergleichbar mit einer West-MTA, aber ich war sparsames Leben gewöhnt. Kurzreisen in der Vorsaison waren bezahlbar und haben mich zum Teil in die Länder um Deutschland herum gucken lassen. Ab 1997 war

ich häufig mit dem Heliand in „Ferien in Gemeinschaft“. Das waren Bildungsreisen kulturell und menschlich. Für mich ein Kennenlernen der alten BRD. Für die mir fehlende Familie war Reisen in guter Gesellschaft, die ich immer suchte, ein sinnvoller Ersatz.

Das Wochenende der Währungsumstellung 1990 erlebte ich während meiner letzten FDGB-Reise der (noch) DDR in Boltenhagen an der Ostsee. Die Schaufenster der Kaufhalle wechselten über Nacht von Ost- zu Westprodukten. Innerhalb einer Woche machten wir drei Busreisen nach Hamburg, Lübeck und Travemünde. Den abgesperrten Badestrand in Travemünde fanden wir unmöglich, also immer wieder neue Eindrücke vom Westen. Für mich gab es zu DDR-Zeiten nur Westfernsehen und Rias Berlin.

Seit 1989 wird in den Medien viel über die neuen Bundesländer berichtet und auch über das Leben in beiden Teilen Deutschlands, wie Menschen die Wende aufarbeiten. Besonders interessant sind für mich die Berichte der Generation geboren 1980 bis 2000. Sie mussten, als Kollegen aus Ost und West in einem Betrieb zusammen weiterarbeiten, wie zum Beispiel in der „Berliner Zeitung“, die wir mit meinen Eltern 1948 abonniert hatten. Westberliner bezeichneten sie Jahre nach der Wende als „rot“. Inzwischen haben sich die Beschäftigten verjüngt und keine Vorurteile „Ossi – Wessi“. Die heute Dreißigjährigen kennen keine Teilung Deutschlands und interessieren sich vielleicht mal, wie es war.

Es wurden nach der Wende 1989 wertvolle Betriebe und damit auch menschliche Existenzen in der ehemaligen DDR zerstört. Aber das Volk wollte einfach schnell die D-Mark. Jeder Betroffene musste nun mit den folgenden vielfachen Neuheiten und Unannehmlichkeiten fertig werden und kämpfen. In den „Blühenden Landschaften“ leben viele kaputte Seelen, die es nicht geschafft haben, weil sie nicht mit einbezogen wurden. Die jetzige Bundesrepublik hat sicher für unser Land Wohlstand gebracht, aber auch Probleme. Hoffen wir weiter auf ein gutes Miteinander im vereinten Deutschland.

Etliche Jahre nach der Wende habe ich meine Stasi-Akte gelesen. Sehr überrascht war ich, wie

ich als eine unauffällige Person beobachtet wurde. Hauptgrund war die Verbindung zur KSG und Huberkreis (Jungakademiker).

Mit weitem Abstand sage ich als alter Mensch, abgesehen von beruflich sehr schweren Jahren von 1989 bis 1996, hatte ich Glück mit 60 Jahren Rentner zu werden und als genügsamer Mensch die Einheit zu genießen.



Adelheid Lang, Bad Säckingen

Die Tatsache der deutschen Teilung bis zum Mauerfall löste bei mir immer Unbehagen aus, seit der Ankunft einer vierköpfigen sächsischen Familie bei uns im Westfälischen, der meine Eltern 1954 eine mehrjährige Bleibe boten. Als Halbwüchsige erfuhr ich jetzt viel von den schlimmen Verhältnissen „da drüben“. So war ich neugierig auf Berlin, das ich ein paar Monate vor dem Mauerbau besuchte, vorbereitet auf die Tristesse im Ostteil der Stadt: leblose Plätze, noch viele Trümmer, alles grau, abends nur geschlossene Gaststätten, wenig Läden, Menschen, die in Schlangen anstanden um etwas, das man anderntags vielleicht nicht mehr bekam, während im Westteil das beginnende Wirtschaftswunder zu spüren war, mit greller Reklame und reichlichen Angeboten. Bedrückend waren auch die Übertritte über die Sektorengrenze mit ihren mürrischen Grenzbeamten, denen die Berliner aber couragiert Paroli boten. Immerhin gingen Ostberliner, die es sich leisten konnten, noch in den Westteil zum Einkaufen.

Die Mauer erlebte ich nie. Später war ich noch zweimal in Berlin, zuerst 11 Jahre nach ihrem Fall mit meinem Mann. Als gebürtigen, in München aufgewachsenen Berliner, der nur 7 Lebensjahre in der damaligen Hauptstadt verbracht hatte, interessierte ihn vor allem, was an alten Häusern und Plätzen noch zu finden war. Nicht allzu viel. 55 Jahre nach Kriegsende fielen zahlreiche grasüberwachsene, leere Flächen auf, die verrietten, dass unter ihnen Ruinen zerbombter Häuserquartiere fortgeräumt und sie noch nicht wieder bebaut waren. Dennoch bot Berlin nun ein ganz anderes Bild als bei meinem Besuch 1961: Überall Neubauten, Hochhäuser, kein Unterschied zum

Verkehrsaufkommen und zum Warenangebot westdeutscher Städte, im West- wie Ostteil offene, liebenswürdige Berliner. Sie wiesen auf Konzerte hin, die man ohne ihren Tipp versäumt hätte, animierten nach einem Gottesdienst zum Verweilen und zum Mittagsimbiss. West und Ost schienen ineinander übergegangen zu sein.

Bei einem Kurztrip unseres Münsterchors sah ich 2018 wieder ein völlig anderes Berlin. Unser Chorleiter, der dort studiert hat, führte uns auf einem Rundgang „von Mendelssöhnen zu Mendelstöchtern“ und zeigte auch die Stelle des ehemaligen Tores, durch das Juden allein in die Stadt kommen durften. Er organisierte eine Spreefahrt, und was sich in diesen 18 Jahren vor allem im Regierungsviertel getan hatte, beeindruckte mich schwer. Hatte es jemals eine Mauer gegeben? Die Jugendlichen unseres Chors suchten jedoch ein zweites Mal den für Touristen präparierten Grenzstreifen auf, um nochmal alle Tafeln genau lesen zu können und kehrten still und nachdenklich zurück. Gut, dass auch die üblen Seiten der Vergangenheit gezeigt und die Erinnerung nicht oberflächlich weggewischt wird.

Persönlich lernte ich Menschen aus den neuen Bundesländern erst in jüngster Zeit kennen, zweimal im Abstand von 5 Jahren bei einer internationalen Malwoche in Meißen. Ich durfte bei einem Ehepaar wohnen, das in der Meißener Porzellanmanufaktur tätig war. Sie hatten für die Bilderpräsentation ein Haus gewählt, in dem gescheiterten Jugendlichen eine handwerkliche Ausbildung angeboten wird. Täglich verköstigten die Kochlehrlinge die Maler und die Jugendlichen boten ein Abschlusskonzert. So erlebte ich nebenbei, dass soziales Engagement bei vielen Stadtbewohnern ganz oben an steht, genauso wie das Eintreten für kulturelle Belange. Letzteres zeigte eine Meißener Kalligrafin in meinem Alter. Leidenschaftlich setzt sie sich für den Erhalt des Meißener Hofes ein und wird weiterhin die Stadträte so nerven, dass sich bald etwas tun muss in Sachen Renovierung eines erhaltenswerten Gebäudes.

Und welch reiches, wirtschaftlich und kulturell hochstehendes Land mindestens seit August dem Starken Sachsen gewesen sein muss, das erfuhr ich in der Gruppe täglich. Um jede Ecke lugt ein

herrschaftlicher Ansitz, ein prächtiges Weingut, ein Schlösschen, alle schön renoviert.

Unsere amerikanischen, englischen, französischen und Schweizer Freunde stellten insgesamt keine Unterschiede zum Westen fest.

Wie hieß es lange hier bei uns: „Ihr da drüben müsst erst mal so wie wir...“ Grundfalsch. Im Gegenteil.

Einzelne engagierte Menschen, auch aus dem Westen, zeigen, dass der Weg genau andersherum zu sein hat: Wie bringe ich mich da drüben ein, so dass es sich für mich mit den dort aufbrechenden Zeitgenossen lohnt, dort zu leben und zu bleiben?

Ein Beispiel dafür gibt ein guter Bekannter, ein vor dem Mauerfall in Freiburg/Breisgau tätiger Musikprofessor, der sich 1989 sofort um eine Stelle in Leipzig bewarb, dort den 80 erwartungsvollen Studierenden für Orgel und Chorleitung Übe-Instrumente verschaffte, eines darunter aus Basel. Als er im kleinen Dorf Pomßen bei Grimma eine alte, heruntergekommene Wehrkirche mit prachtvoller, aber eingerosteter Renaissance-Orgel vorfand, gründete er einen auch von westlichen Freunden gestützten Sponsorenkreis zur Renovierung, sogar die Niederlande spielen eine Rolle dabei, denn in Amsterdam entdeckte er Autor und Werk der gut les- und spielbaren Notenblätter, die zwei Engel auf den Orgelflügeln in Händen halten. Kirche und Orgel sind inzwischen sehenswert hergerichtet und eine jährliche Orgelkonzert-Reihe nutzt das Kleinod.

Auf kulturellem Gebiet ist also vieles schon gelungen. Beim wirtschaftlichen Zusammengehen stand von Anfang an im Westen die totale Unkenntnis der Verhältnisse und Bedürfnisse und verhinderte den richtigen Umgang miteinander. Man nahm sich nicht die Zeit, Arbeitsweise und Fähigkeiten der Menschen genauer anzusehen, von Behutsamkeit keine Spur, stattdessen Vereinnahmung. In der Porzellanmanufaktur etwa wird im Akkord gearbeitet. Die Mitarbeiter sorgen sich um den Erhalt der Werkstätten und fürchten, die bewährten Motive werden demnächst als veraltet weggewischt und ersetzt durch modischen

Schnickschnack. Und das beschließt dann ein Management aus dem Westen.

„Alte Hasen“ wie mein Porzellanmaler-Bekannter lassen sich da nicht irremachen und verweisen auf neue finanzstarke Absatzmärkte wie Taiwan und China, wo man Altmodisches liebt. Und so hatte mein Bekannter einem steinreichen Taiwanese als Schaumaler an Ort und Stelle zu posieren und ihm Service und Vasen zu verzieren. Was macht ein spitzbübischer Sachse, wenn er die allbekannte Al Hambra – selber nie gesehen – als Motiv in Auftrag bekommt? Er gibt durch einen Torbogen der Al Hambra einen Blick frei auf – den Meißener Dom. Sein Kommentar: „Weeß doch keener do driebm, wo er do hin guggn dut.“

Es gibt tüchtige, handfeste Menschen genug in den neuen Bundesländern. Auf die muss man setzen. Mit anderen Worten: Um die Wiedervereinigung, die noch im Gange ist, da ist mir nicht bang.



Ursula Klein, Berlin (Ost)

Die Teilung Deutschlands hat unsere Familie unmittelbar betroffen, da durch die Kriegsereignisse und die Flucht aus Ostpreußen die Angehörigen sich aus den Augen und ebenso den Zusammenhalt verloren haben.

Doch erst der Bau der Mauer machte uns diese Trennung schmerzlich bewusst. Vor dem Fall der Mauer hatte ich die Möglichkeit, zweimal Verwandte in Westdeutschland und einmal in Westberlin zu besuchen. Dabei waren mir diese direkten Kontakte in den persönlichen verwandtschaftlichen Beziehungen besonders wichtig. Darüber hinaus ging es mir aber auch um das Kennenlernen der jeweils anderen Lebensumstände durch Augenschein und Gespräche, soweit dies eben in relativ kurzer Zeit möglich war.

Seither ist nun auch schon eine sehr lange Zeit vergangen, was mir die Erinnerung ziemlich erschwert, so kann ich eigentlich nur pauschal sagen, dass ich durchweg positive Erfahrungen gemacht habe.

Allerdings ist mir eine bemerkenswerte Ausnahme im Gedächtnis geblieben. Bei einer

Westreise, die ich zusammen mit meiner ältesten Tochter unternehmen durfte, hatten wir beim Umsteigen in Köln einige Stunden Aufenthalt. Das war für uns eine willkommene Gelegenheit, den wunderbaren Dom außerhalb der Gottesdienstzeit zu besuchen. Dabei erlebte ich eine große Enttäuschung! Denn als wir frohgestimmt den Dom betraten, herrschte dort statt erwarteter Stille und Andacht ein geräuschvolles Durcheinander unzähliger Menschen, die sich unaufhörlich durch den ganzen Raum bewegten wie in einer riesigen Bahnhofshalle. Nicht nur durch die DDR, sondern auch diasporageprägt, war das für mich ein doch sehr verstörender Eindruck.

Damals ahnte ich noch nichts von den kritischen und zur Freiheit gehörenden Auseinandersetzungen auf vielen Gebieten – auch innerhalb der Kirche –, die es geben würde, um nicht nur Gewöhnungsbedürftigkeit, sondern auch Akzeptanz zu erreichen.

Nach dem Mauerfall hat sich für mich auf alle Fälle durch eigene Anschauung bzw. Erfahrungen

das Bild vom Westen, das uns durch die Medien vermittelt worden war, relativiert. Umgekehrt dürfte es ähnlich gewesen sein. Inzwischen hat sich gezeigt, dass sich so manche, seitdem gewonnene Erkenntnis im Laufe der Jahre leider nur (viel zu) langsam durchgesetzt hat, was auch auf das gegenseitige Verständnis zutrifft.

Die Frage nach dem Stand der Vereinigung kann ich nicht beantworten, denn es ist wohl noch ein längerer, wenn auch ein recht guter Weg, auf dem wir sind, der aber vielleicht noch eine Generation andauern wird.



Gertrud Singer, Bad Driburg

Geboren in Osnabrück (Niedersachsen) mit Verwandtschaft nur in NRW bin ich absolut westlich aufgewachsen. Ich habe nie erwartet, dass sich die Teilung Deutschlands mal verändern würde. Das war für mich eine Folge der Nazizeit, die ich, geboren 1936, als Kind z.T. schmerzlich miterlebt hatte. Durch Zeitungen und später durch Fernsehen erfuhr ich einiges über die DDR, aber doch recht wenig! Erst als ich ungefähr 50 Jahre alt war, habe ich die Zonengrenze zum ersten Mal wirklich erlebt. Ich fuhr mit dem Zug zu einer Fortbildung von Paderborn nach Westberlin und wurde im Zug von DDR-Beamten streng kontrolliert und durchsucht nach Zeitungen und Ähnlichem. Mit unserm Chor machten wir Anfang der 80er Jahre eine Konzertreise mit dem Bus nach Polen. An der deutsch-deutschen Grenze wurden unsere Ausweise und unsere Gesichter von den DDR-Grenzbeamten sehr unfreundlich inspiziert, ich fühlte mich, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte! Bei einem Halt auf einer Raststätte an der Autobahn versuchten einige von uns beim Händewaschen ein paar Worte mit anderen Reisenden zu wechseln, doch es war, als ob wir eine fremde Sprache sprächen. Später habe ich verstanden, dass DDR-Bürger nicht mit Westdeutschen sprechen durften!

Dann kam das Jahr 1989... , da änderte sich vieles. Bei der Jahreskonferenz 1990 erfuhr ich, dass es in der (ehemaligen) DDR auch Heliandfrauen gab, und ich lernte Ursel Hassler aus Dresden kennen. Wir beschlossen auf der Konferenz, ein erstes Treffen von Frauen aus Ost

und West in Nauendorf (b. Dresden) zu machen. Ich war sehr gespannt darauf. Wir waren etwa 40 Frauen. In kleinen und größeren Gruppen haben wir miteinander geredet, um uns kennenzulernen. Dabei stellte sich heraus, dass wir zwar alle den „Heliandhintergrund“ hatten, doch sehr unterschiedliche Erfahrungen mitbrachten. Es klangen bei einigen Ostfrauen auch Vorwürfe gegen „die Wessis“ mit. Ich habe das als schwierig erlebt. Doch wir haben auch gesungen und getanzt und zusammen Eucharistie gefeiert. Am Ende haben wir beschlossen, uns wieder zu sehen!

Es gab danach jedes Jahr ein „Ost-West-Begegnungstreffen“ mit Themen wie „Ins Gespräch kommen, im Gespräch bleiben“ oder „Ungleiche Schwestern- noch immer?“ Ich habe vieles über das Leben im Osten gelernt und die Frauen besser verstanden. Als 1990 in Berlin der Katholikentag war, habe ich bei einer Heliandfrau in Ostberlin gewohnt. Sie hat mir viel über ihr Leben in der DDR erzählt. Und ich bin das erste Mal in einem Trabi gefahren! Die Mauer war zwar offen, aber es war ganz vieles fremd. Es war für mich wie in einem unbekanntem Land, in dem Deutsch gesprochen wurde. Das ging mir auch so, als mein Mann und ich in Thüringen und Sachsen-Anhalt 1992 und 93 Urlaub machten. Wir wollten in einem kleinen Laden eine Wanderkarte der Gegend kaufen, da wurde mir gesagt: Die haben wir nicht, die dürfen wir nicht verkaufen! Das habe ich zunächst nicht verstanden, bis mir Ursel erklärte, dass es eine staatliche Angst vor feindlicher Invasion gab! Ich habe gern Städte wie Weimar und Erfurt besichtigt, doch war ich schockiert über deren Zustand! So ging es mir auch, als ich bei einem Besuch bei Hasslers Dresden kennenlernte. Es war schön, alles das, was früher nicht erreichbar war, nun zu sehen. Das finde ich auch heute noch.

Es gab 1992 ein Heliandtreffen „Neue Frauenbewegung“ in Berlin, bei dem es unter anderem um Feministische Theologie ging. Wir merkten deutlich, dass im Osten für die Gläubigen die katholische Kirche so etwas wie ein sicheres Zuhause war, während viele Westfrauen, durch das Konzil geprägt, kirchenkritisch eingestellt waren. Wir haben

versucht, uns durch Gespräche gegenseitig anzunähern. Ich hatte nicht erwartet, dass das so schwierig war.

Beim Katholikentag in Dresden 1994 „Unterwegs zur Einheit“ gab es auch ein Heliandtreffen, da kannten wir uns schon besser und konnten gut miteinander reden.

Das Thema Ost-West hat für mich seit einiger Zeit noch eine familiäre Seite bekommen: Einer meiner Enkel, aufgewachsen in Baden-Württemberg, ist seit kurzem mit einer jungen Frau aus Dresden verheiratet. Sie leben in Thüringen. Bald werde ich ein Ost-West-Urenkelkind bekommen. Durch Gespräche mit der Dresdener Familie bei der Hochzeit habe ich noch mehr von der Problematik der Deutschen Einheit verstanden, von den Kränkungen und Enttäuschungen. Um wirklich „vereint“ zu sein, müssen wir auf beiden Seiten noch viele Vorurteile abbauen!



Monika Peikert, Dresden

19. Dezember 1989. Am Nachmittag dieses Tages stand ich inmitten einer plötzlich laut „Helmut - Helmut“ skandierenden Menschenmenge vor dem Dresdner Kulturpalast. Durch die Glasfront des Gebäudes war Helmut Kohl gesichtet worden.

Wenig später sollte er zu uns auf einem freien Platz im Zentrum Dresdens sprechen.

Im Gewühl traf ich eine Bekannte. Wir halfen uns gegenseitig auf ein Baustellen-Podest und konnten nun von oben Kohls berühmt gewordene Rede gut hören. Wie die Stimmung auf dem Platz, war auch ich sehr aufgeregt:

Die Mauer war kurz zuvor gefallen. An den Montags-Demonstrationen sind wir als „notorische Hierbleiber“ für eine demokratische, freiheitliche DDR auf die Straße gegangen. Eine schnelle Wiedervereinigung war lange unvorstellbar – auch von einigen Großmächten nicht gewollt. Nach einem „Zehn-Punkte-Programm“ Helmut Kohls sollte eine Föderation zwischen BRD und DDR nach etwa 5 bis 10 Jahren in die Wiedervereinigung führen. Und plötzlich ging alles fast unheimlich schnell – auch

weil immer mehr Menschen die DDR verließen. Aus dem Ruf der Demonstranten „Wir sind das Volk“ wurde „Wir sind ein Volk.“ Dafür stellte nun auch Kohls Rede die Weichen. Die bewegte Stimmung auf dem Platz machte aber auch deutlich: Nicht alle Teilnehmer konnten diesem Ruf zustimmen.

Für mich persönlich ist und bleibt die Wiedervereinigung unseres Volkes – ohne Gewalt – ein Wunder. Endlich freie Begegnungen mit meinen Verwandten „im Westen“, ich muss auch keine menschlich unanständige Ablehnung eines Besuchsantrages mehr fürchten und keine Beobachtung durch die Staatssicherheit. Nach 33 Jahren waren wieder persönliche Besuche bei meinen Heliand-Brieffreundinnen möglich.

Welch ein Geschenk -und welche eine (historische) Herausforderung auf der anderen Seite: Jede und jeder Einzelne von uns hatte sich von heute auf morgen mit einschneidenden Veränderungen auseinander zu setzen, diese betrafen alle Bereiche des Lebens: Alltag, Beruf, Schule und Studium, Kirche usw. Für die meisten Menschen gingen langersehnte Wünsche in Erfüllung. Viele mussten aber existenzielle Veränderungen mit weitreichenden Folgen erleben: den Abbau von Industriezweigen und den Verlust ihres Arbeitsplatzes, die bisweilen unsensible „Abwicklung“ der DDR, die geringe Wertschätzung dessen, was Menschen im „Osten“ geschaffen hatten und was ihr Leben positiv prägte. Das alles hatte großen Einfluss auf die Befindlichkeit der Betroffenen.

Auf einer viel kleineren Ebene vergesse ich nicht das Heliand-Begegnungstreffen zur „Wendezeit“ in Dresden-Hoheneichen mit seinen sehr schmerzhaften Auseinandersetzungen in der Bewertung von Umbrüchen im Leben der einzelnen Frauen aus Ost und West. In den folgenden Jahren konnten wir uns besser verständigen und annähern.

Bei aller Freude über die gewonnene Freiheit ist bei vielen Menschen in unserer Gesellschaft die Wiedervereinigung in Kopf und Herz noch nicht angekommen. Bemühungen darum bleiben eine große Aufgabe für Politik und Gesellschaft. Die in das vereinte Deutschland Hineingeborenen können eigene Erfahrungen aus der

Vergangenheit nicht beisteuern - und was können wir Altgewordenen tun?

Wir können uns bemühen, uns und ihnen unsere persönliche Geschichte und Erfahrungen zu erzählen und dabei eine vorurteilsfreie Auseinandersetzung nicht zu scheuen. Erinnerung ist ein lebendiges Gut!

Literatur

Regina Scheer: Machandel

Ellen Fluhr

Hätten wir dieses Buch lesen können zu der Zeit nach dem Mauerfall, als wir Heliandfrauen aus dem Westen uns mit den Schwestern aus dem Osten trafen, wäre es nicht zu einem Gefühl des Einander- nicht - Verstehens gekommen, mit dem wir noch lange Zeit zu kämpfen hatten, weil wir Westler nicht kapiert hatten, welchen Weg unsere Bundesschwester zu gehen gezwungen worden waren und wie unser beider Vokabular beim selben Wort Verschiedenes meinte....

In „Machandel“ nämlich zeichnet Regina Scheer die Innensicht dessen nach, was in der damaligen DDR schon vor, während und nach dem Krieg vor sich ging. Sie lässt fünf Ich-Erzählstimmen in 25 Kapiteln die Geschichten mehrerer Familien erzählen, deren Fixpunkt das mecklenburgisch-vorpommersche Dorf Machandel ist. Die Zentralgestalt in Scheers Roman ist CLARA. Sie allein bestreitet 13 Kapitel. Sie ist 1960 geboren und hat Mitte der 1980er Jahre das Dörfchen Machandel wiederentdeckt, in dem sich ihre Eltern HANS und JOHANNA LANGNER 1945 kennengelernt hatten. Clara baut dort ein altes Gebäude aus zum Wochenend- und Feriendomizil für sich, ihren Mann und ihre beiden Töchter, damit sie dorthin Ostberlin entfliehen können.

Clara beginnt, sich für die Bewohner des Dorfes zu interessieren.

Ihr Vater, Hans Langner, war in den letzten Kriegswochen dem „Todesmarsch“ der Häftlinge des KZ Sachsenhausen entkommen und in Machandel gelandet. Er war sterbenskrank, wurde dort von der russischen Zwangsarbeiterin NATALJA versteckt und trifft JOHANNA. Diese war mit einem Flüchtlingstreck aus Königsberg ebenfalls in Machandel gelandet. Johanna pflegt Hans Langner gesund und wird seine Frau. 1946 kommt Claras 14 Jahre älterer Bruder JAN zur Welt, der im Dorf bei seiner

Großmutter aufwächst, während die Eltern nach Berlin ziehen und dort sich politisch engagieren. Der Vater, überzeugter Kommunist, wird später Minister.



Rund um die Langners und deren oft steinigen Lebensweg gruppiert Regina Scheer weitere Figuren. Von deren bewegenden Einzelschicksalen ausgehend, dringt sie tief ein in die Geschichte des 20. Jahrhunderts. Sie schildert die großen Hoffnungen, mit denen sich die Menschen ganz in den Dienst ihrer Partei stellten und die versuchten, nach 1945 aus dem östlichen Deutschland einen Staat zu machen, der aus den Fehlern der Vergangenheit die

richtigen Schlüsse zog. Und die Figuren graben – rückblickend – Geschichten aus, die zeigen, wie schnell die Utopie von einem besseren Leben und einer gerechteren Gesellschaft Risse bekam.

„Eine Gesellschaft, die an Überbürokratisierung litt und am Ende nur noch dogmatisch von jenen verwaltet wurde, die wirklichkeitsblind übersahen, dass das Volk, in dessen Namen sie zu sprechen und zu regieren vorgaben, sich längst auf einem ganz anderen Weg befand.“(literaturkritik.de.rezensionsforum).

Clara erlebt Machandel als märchenhafte Gegenwart zum real existierenden Sozialismus. Als Doktorandin befasst sie sich in ihrer Dissertation mit dem „Märchen vom Machandelboom“. Sie erlebt die mecklenburgische Natur als mythische Landschaft und vermittelt deren Schönheit in fein zisierten Beschreibungen. Machandel, das kleine Dorf, steht für mehr. Es vereint ganz unterschiedliche Lebensgeschichten. Dabei wird der Bogen gespannt von den 30er Jahren über die Anfänge der DDR bis zur Gegenwart.

Die verschiedenen Schicksale hat die Autorin zu einem kunstvollen Mosaik zusammengesetzt. Die Geschichten der Einzelnen werden verbunden sowohl durch den Ort Machandel als auch durch die historischen Ereignisse, die zur Gründung der DDR geführt haben. Clara selbst erlebt zwischen Engagement in den Bürgerbewegungen und der Konfrontation mit der eigenen Familie den Untergang der DDR.

In den anderen Handlungspersonen skizziert die Autorin weitere Lebens- und Ereignisaspekte. Diese bestehen zu gleichen Teilen aus Erinnerungen der Personen und dem in der erzählenden Gegenwart (den 1980er Jahren) und der ersten Nachwendzeit stattfindenden Aufbruch in ein neues Leben.

Ich las das spannend und flüssig geschriebene Buch gerne und mit Gewinn. Zwar hatte ich anfangs Mühe, das Beziehungsnetz der verschiedenen Personen und deren Lebensgeschichte in einen Zusammenhang zu bringen. Aber Regina Scheer stellt die wichtigsten Personen im Anhang nochmals vor. Die Bedeutung des Romans formuliert Sybille Gräfin Schönfeld so: „Es gibt zwei Romane über

Nachkriegsdeutschland, die man gelesen haben muss: Deutschstunde von Siegfried Lenz und

Literatur

Regina Scheer: Machandel
Taschenbuch € 11,00
Penguin Verlag, München

Machandel von Regina Scheer.“

Und Regina Scheer verrät auf der zweiten Seite: „Alles ist wahr, aber so war es nicht.“

Weitere Leseempfehlungen

Daniel Bogner: Ihr macht uns die Kirche kaputt...

...doch wir lassen das nicht zu!

Obwohl das kleine, ansprechende Buch von Daniel Bogner bereits 2019 erschienen ist, entdeckte ich es erst jetzt. Der Titel reizte mich ebenso wie die Tatsache, dass der Autor ein Sohn unserer Bundesschwester Magdalena Bogner ist. Dazu kam mein derzeitiges starkes Bedürfnis, mich mal eine Zeitlang auszuklinken aus der momentan alles beherrschenden Corona-Thematik. Daniel Bogner, ein jüngerer Professor für Moraltheologie in Fribourg in der Schweiz, reagiert mit seinem Fachwissen und seiner persönlichen Betroffenheit auf die Situation in unserer Kirche.

Er spricht aus, was in uns allen rumort an Kritik, Sorge, Auflehnung und auch resignierender Wut über das, was passiert und das, was nicht passiert: Keine Konsequenzen aus dem Missbrauchsskandal, keine Änderung der überkommenen Machtstrukturen, keine Geschlechtergerechtigkeit auf allen Ebenen der Kirche....

Er zeigt schonungslos die negativen Seiten des derzeitigen Ist-Zustandes auf, formuliert aber dann klar am Ende jeden Kapitels, „Was wir brauchen“. Und das sind: „Eine demokratische Kirche, ein guter Geist in guten Strukturen, eine Kirche, die lernt und endlich handelt, ein Ende der klerikalen Monokultur, geweihte Frauen statt Lückenbüßer, Kirche als echte Heimat und vor

allem: eine katholische Identität auf der Höhe der Zeit.“

Ganz vorsichtig frage ich mich jetzt, ob Gott der lädierten Kirche nicht gerade jetzt eine neue Chance gibt???

Werden die Menschen nicht - wie in vielen vorangegangenen Seuchensituationen - Hilfe in der Kirche, bei uns, suchen? Und werden dann wir, die wir Seine Botschaft im Kern kapiert haben, willens und in der Lage sein, sie den Suchenden zu vermitteln? Darum bete ich.

Literatur

Daniel Bogner:
Ihr macht uns die Kirche kaputt...
...doch wir lassen das nicht zu!
2. Auflage 2020, Geb. Ausgabe, € 16,00
Verlag Herder, Freiburg

Ellen Fluhr

Steffen Mau: „Lütten Klein – Leben in der Ostdeutschen Transformationsgesellschaft“

Allen, die sich für die Ost-West Problematik interessieren, möchte ich dieses Buch empfehlen. Der Verfasser (*1968), heute Soziologieprofessor in Berlin, wuchs zur Zeit der DDR in dem Rostocker Stadtteil „Lütten Klein“ auf. Im ersten Teil des Buches geht es um „Leben in der DDR“ anhand von vielen persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen. Im zweiten Teil geht es um den Zusammenbruch der DDR und die Folgen, die „Transformationen“ danach.

„Lütten Klein“ ist ein Neubaugebiet, wie man damals sagte, heute heißt es „Plattenbau“. Der Autor lebte bis 1987 dort und schildert mit vielen Einzelheiten und mit Soziologeblick, wie so ein Ort damals funktioniert hat. Er erzählt von seinen Eltern und seinen Freunden. Ich habe es mit Interesse gelesen. Manches wusste ich schon,

vieles war mir als Frau aus Westdeutschland ganz neu.

Der zweite Teil ist deutlich schwerere Kost, weil die Analysen des Soziologen teilweise nicht ganz leicht zu lesen sind. Vor allem geht es um die Auswirkungen der überstürzten „Wende“ auf die Wirtschaft in Ostdeutschland und auf die Menschen. „Die Einführung der Marktwirtschaft in

der ehemaligen DDR gleich einem gesellschaftlichen Tsunami. ...Solche Vorgänge beinhalten stets die Zerstörung bestehender Strukturen, weil tradierte Ansprüche, Schutzinteressen, Bindungen und Reproduktionsweisen unter Druck geraten.“(S.150) Manches, was er beschreibt, macht die heutigen Reaktionen in den östlichen Bundesländern (z.B. Erfolg der AfD) besser begreiflich. Die damaligen Politiker hatten sich die Entwicklung nach 1990 im geeinten Deutschland wohl anders vorgestellt.

Literatur

Steffen Mau: „Lütten Klein – Leben in der Ostdeutschen Transformationsgesellschaft“
Geb. Ausgabe, € 22,00
Verlag Suhrkamp 2019, Berlin,

Gertrud Singer

Lucas Vogelsang / Joachim Król **“Was wollen die denn hier?** **Deutsche Grenzerfahrungen“**

Ein Reporter und ein Schauspieler machen sich 30 Jahre nach dem Mauerfall auf die Reise entlang der ehemaligen Grenze zwischen Deutschland Ost und West. Sie begegnen sehr verschiedenen Menschen und fragen nach deren Erfahrungen mit der Grenze und der Grenzöffnung. Die Spurensuche beginnt im Ruhrgebiet und endet an der Ostsee.

Das Buch liest sich gut, ab und zu fand ich Längen. Einige Kapitel sind sogar wirklich spannend! Es hat mir als Wessi geholfen, die heutige Stimmung der Osis zu verstehen.

Gertud Singer

Literatur

Lucas Vogelsang / Joachim Król
“Was wollen die denn hier?
Deutsche Grenzerfahrungen“
Geb. Ausgabe, €20,00
Verlag Rowohlt 2019, Hamburg

Aktuelles

Liebe ND-Bundesgeschwister,
sehr geehrte Damen und Herren,

mit großem Bedauern habe ich das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Sterbehilfe zur Kenntnis genommen. Die Entscheidung, den Paragraphen 217 des Strafgesetzbuchs, der die geschäftsmäßige Beihilfe zum Suizid seit 2015 verboten hatte, für Nichtig zu erklären, ist aus meiner Sicht zutiefst fragwürdig und entspricht auch nicht einem christlichen Verständnis von Menschenwürde. Die Entscheidung öffnet nun wieder Tür und Tor, die organisierte Beihilfe zur Selbsttötung als eine gewissermaßen gewöhnliche Dienstleistung anzubieten.

Es ist die traurige Wirklichkeit, dass es in unserer Gesellschaft Menschen gibt, sterbenskrank sind, unter großen Schmerzen leiden oder auch aus psychischen Gründen lebensmüde sind. Mit dem ursprünglichen Verbot der Sterbehilfe zeigte sich einmal mehr, wie wichtig und wertvoll die Palliativmedizin und auch die Hospizarbeit ist – zum Schutz jeden einzelnen Lebens und für ein Sterben in Würde. Ich bin weiter fest davon überzeugt, dass es der richtige Weg ist, diese Angebote weiter auszubauen und zu fördern.

Die unkomplizierte Möglichkeit, Sterbehilfe gewissermaßen auf Bestellung zu bekommen, wird mittelfristig die Hemmschwelle in der Gesellschaft und damit auch den Druck auf sterbenskranke und alte Menschen erhöhen. Kranke und pflegebedürftige Personen werden sich überlegen, inwieweit sie ihren Angehörigen zur Last fallen und womöglich schneller die Reißleine ziehen. Es trifft an dieser Stelle die Schutzbedürftigen, Schwachen und Einsamen in unserer Gesellschaft.

Man mag nach dem Urteil der Verfassungsrichter schlussfolgern, dass der Staat mit Verweis auf das uneingeschränkte Selbstbestimmungsrecht jedes Menschen nichts im Grenzbereich zwischen Leben und Tod zu suchen hat. Weit gefehlt: Nun ist der Gesetzgeber umso dringlicher gefordert sich an eben dieser Stelle zu engagieren. Es müssen zügig klare Regeln formuliert und Wege gefunden werden, die für ein Weiter-Leben werben, etwa durch die Einführung von Beratungs- und Wartepflichten für Suizidwillige. Neben einer engmaschigen Kontrolle etwaiger Sterbehilfevereine ist auch der weitere Ausbau und eine Aufwertung der Pflegeangebote für Schwerstkranke und Sterbende unabdingbar

Mit der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts sind wir als Christen besonders gefordert. Jedes Leben ist von Gott geschenkt und auch bei aller Selbstbestimmung ist und bleibt es für uns Menschen unverfügbar. Gerade in der pflegerischen Fürsorge und dem Beistand im Tod zeigt sich bis zum Ende die Zuwendung und Liebe Gottes. Dafür sollten wir einstehen und uns engagieren.

Für die ND-Bundesleitung

Eure

Claudia Lücking-Michel

Aus unserer Geschichte

Vor dem Mauerfall 1989 durften sich Heliandfrauen aus Ost und West nur inoffiziell und geheim in Dresden oder Ostberlin treffen. Es war verboten und gefährlich. Bei der Jahreskonferenz 1990 entstand dann der Plan zu einem Treffen von Frauen aus Ost und West 1991 in Naundorf in der Nähe von Dresden. Es war wegen der unterschiedlichen Erfahrungen schwierig, miteinander ins Gespräch zu kommen. Doch wir planten, in Zukunft solche „Ost-West Begegnungstreffen“ regelmäßig zu machen.

1992 trafen wir uns in Dresden mit dem Thema: „Ins Gespräch kommen, im Gespräch bleiben.“ Vor allem in Kleingruppen lernten wir uns besser kennen und verstehen. Es folgte 1993 das 3. Treffen in Bad Nauheim mit dem Thema „Aufbruch - Frauen aus Ost und West suchen miteinander Wege in die Zukunft.“ Beim Katholikentag in Dresden 1994 gab es ein kurzes, entspanntes Treffen der Frauen aus dem Heliand mit Kaffee und Kuchen!

Das 4. Ost-West-Begegnungstreffen war 1995 in Bad Salzschlirf (bei Fulda) mit dem Thema „Versöhnte Verschiedenheit - nur in Vielfalt gelingt

Einheit“. Inzwischen war im Laufe von mehreren Jahren das Vertrauen unter uns größer geworden. Unsicherheit, Angst und Hilflosigkeit wurden offen ausgesprochen, die Bereitschaft zuzuhören war gewachsen. Es gab dann in den folgenden Jahren jährlich ein Ost-West-Begegnungstreffen in: Bad Wildbad (Schwarzwald), Bad Saarow (Brandenburg), Bad Nauheim, Kirchmöser (Brandenburg), Langenargen (Bodensee) und 2001 in Ostritz (bei Görlitz). Manchmal waren die gegensätzlichen Erfahrungen noch sehr deutlich zu spüren, aber insgesamt gab es nach 10 Jahren (1991-2001) ein gutes Bewusstsein von Heliand-Gemeinschaft. Dazu hat sicher auch beigetragen, dass nach jedem Begegnungstreffen noch Ferien in Gemeinschaft angeboten wurden, in denen Landschaft und Kultur der jeweiligen Orte erkundet wurden.

In den folgenden Jahren wurden aus Ost-West-Begegnungstreffen einfach „Begegnungstreffen“, die sich mit „Grenzerfahrungen“ an verschiedenen Grenzen befassten, danach mit Begegnungen mit anderen Religionen.

Gertrud Singer



Aus aller Welt

Solidarität weltweit

Auch wenn wir aktuell in einer globalen Krisenzeit leben, die uns alle betrifft und unser Leben verändert, geht der Alltag weiter. Mich persönlich hat das Coronavirus in Montevideo/Uruguay erreicht, als ich zu Projektgesprächen auf dem Weg nach Chile war. Nachträglich bin ich sehr froh, dass ich mir den Rückflug nach Deutschland rechtzeitig organisieren konnte und nicht in Uruguay gestrandet bin. In Deutschland wurde zu diesem Zeitpunkt noch die Debatte geführt, ob und wie Kontakteinschränkungen eingeführt werden sollten. Ich glaube, dass es mir wie vielen Heliand-Frauen geht. Als ältere Frauen, jedenfalls in der Mehrheit, haben wir noch Erinnerungen an Kriegs- und Nachkriegszeiten, die von Mangel und Unsicherheiten über die Zukunft geprägt waren, und können uns daher vielleicht einfacher als junge Menschen mit den heutigen Einschränkungen arrangieren.

Krisen laden dazu ein, Gewissheiten und Einstellungen zu hinterfragen und zu reflektieren. Das gilt auch für das weltkirchliche Engagement von uns als Einzelne und auch als Heliand, auch wenn sich die Krise im Jahr 2020 anders als frühere Krisen darstellt. In den 1940-er Jahren war wenig über die Auswirkungen einer Krise über alle Grenzen hinweg bekannt, schon gar nicht im Hinblick auf die Länder in Afrika, Asien und Lateinamerika. Heute wissen wir, welche Krisen – Hunger, Krieg, Klima – es bereits ohne die Corona-Pandemie in den Ländern des globalen Südens gibt. Es wird eine weltweite Ausbreitung der Pandemie, wenn auch zeitlich verzögert, erfolgen. In Lateinamerika sind bereits praktisch alle Länder betroffen. Es wird befürchtet, dass Entwicklungsbemühungen ärmerer Länder mit Millionen unzureichend ernährter Menschen durch die Ausbreitung des Virus zunichte gemacht werden.

Wie eine solche Auswirkung aussehen kann, berichtet Gerd Müller, Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung im Tagesspiegel vom 30. März

2020 (Gerd Müller: Halbheiten kosten uns das ganze Leben, Tagesspiegel, Nr. 24139, S. 6): Es wird davon ausgegangen, dass das Bruttoinlandsprodukt in Bangladesch erheblich schrumpfen wird, weil „deutsche und internationale Unternehmen Textilaufträge im Wert von 1.4 Milliarden Euro stornieren bzw. Stornierungen ankündigen. Das stürzt 1.2 Millionen Arbeiterinnen und Arbeiter in die Arbeitslosigkeit und damit in Armut, Hunger und existentielle Not“. Ähnliches wie Bangladesch dürften ebenfalls andere Länder erleben, so dass es wichtig bleibt, die normalen Entwicklungsvorhaben auch in Zukunft zu fördern und die kirchlichen Entwicklungsorganisationen zu unterstützen.



Straßenleben in der Hauptstadt Dhaka / Foto: C. Wasiek

Das weltkirchliche Engagement des Heliand versteht sich als begrenzte Hilfe, als ein Zeichen solidarischer Verbundenheit mit den Schwestern und unseren Kontaktpersonen in den Entwicklungsländern. Unser Engagement ist aber immer auch in einem größeren Kontext vieler anderer Aktivitäten zu sehen, in dem auch die kirchlichen Entwicklungsorganisationen tätig sind. Ein Beispiel ist die Arbeit der Hilfswerke nach dem Umweltskandal in Brumadinho, über den auch in den deutschen Medien berichtet wurde. Im Januar 2019 brach ein Rückhaltebecken mit giftigem Schlamm in der

Eisenerzmine Corrego do Feijao in
Brumadinho/Minas Gerais, begrub 272
Menschen unter sich und löste eine beispiellose
Umweltkatastrophe aus. Der Bergbaukonzern
Vale ist

Ende 2019 erstmals zu einer Wiedergutmachung verurteilt worden. Es wird aber befürchtet, dass in der Region weitere Dammbürche passieren und die Umwelt erneut zerstört wird. Die Diözese Belo Horizonte und die Kirche Brasiliens arbeiten mit den Menschen vor Ort, um weitere Katastrophen zu verhindern und werden dabei von den deutschen Hilfswerken unterstützt.

Am Jahrestag des Dammbürchs hat der Erzbischof von Belo Horizonte, Dom Walmor Oliveira de Azevedo das **Gebet für Brumadinho** formuliert, das uns die Not der Menschen in der Bergbauregion nahe bringt:

Barmherziger Gott, Vater allen Trostes, in dein Herz legen wir Vater, Mutter, Sohn, Ehepartner, Schwiegersohn, Schwiegertochter, Enkel, Großvater und Großmutter, Cousins, Verwandte und Freunde, die dieses Leben verlassen haben, Opfer von Verbrechen gegen die Umwelt und gegen die Menschheit.

Heiliger Geist der Liebe, mögen Regierungen ihre Macht zur Förderung des Lebens mit einer besonderen Vorliebe für die Armen und Leidenden einsetzen; mögen Volksvertreter die Ehrlichkeit lieben, um der Wahrheit zu dienen; die in verantwortungsvollen Positionen mögen kompetent, und die, die glauben, glaubwürdige Zeugen sein.

Damit sich die ökologische und menschliche Tragödie von Brumadinho nicht wiederholt – hervorgerufen durch maßlose Gier und fehlende Liebe – und damit das menschliche Leben und die Umwelt nicht vom Erdboden verschwinden; öffnen wir uns selbstbewusst der Liebe Gottes, unseres Vaters, verpflichten wir uns, Jesus zu folgen, lassen uns leiten durch die Kraft des Heiligen Geistes und bauen eine bessere Welt auf. Amen.

(aus Blickpunkt Lateinamerika:
1/2020.,S. 3, Adveniat, Essen)

Information aus den Projekten

Die Durchführung des Projekts „**Frauen im Gefängnis von Lampa/Peru verbessern ihre Ernährung**“ wird zunächst zurückgestellt, weil P. Vicente Imhof erkrankt ist. Schwerwiegender für das Projekt stellt sich allerdings der Wechsel in der Gefängnisleitung dar. Die neue Direktorin ist mit dem Projekt nicht einverstanden, so dass wir erst einmal abwarten und Ende Mai 2020 noch einmal über die Verwendung der Spende beraten und entscheiden. Die Überweisung über den Betrag von € 4.500,00 ist erst einmal zurückgehalten worden. Vielen Dank für alle Spenden.

Bei meinem geplanten Besuch nach Chile wollte ich in Temuco auch die früher von uns geförderte **Mehrgenerationenarbeit mit jungen und alten Mapuche-Frauen** besuchen. Wegen der Coronapandemie konnte der Besuch nicht stattfinden. Ich weiß aber von der Sozialarbeiterin Claudia Novoa, dass die Arbeit gut weitergeführt wird.

Wir bedanken uns herzlich für die zahlreichen Spenden für weltkirchliche Projekte. Eingehende Spenden werden der Arbeit von Sr. Angelika Laub zugeordnet.

Missionskonto

des HELIAND – Kreis Katholischer Frauen

LIGA Bank Regensburg,

IBAN: DE 75 7509 0300 0002 2192 98

BIC: GENODEF1MO5

